

**Liebe Preisträgerinnen, liebe Preisträger,
verehrter Herr Tschira,
sehr geehrte Damen und Herren**

Im Mai 2007 starb Carl Friedrich von Weizsäcker. Er war einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Köpfe, die Deutschland im 20. Jahrhundert hervorgebracht hatte. Den Nobelpreis erhielt er für seine Forschungsergebnisse zwar nie. Doch mit seinen Arbeiten befruchtete er Astronomie, Physik und Friedensforschung gleichermaßen.

Was an ihm aber am meisten imponierte, war seine öffentliche Wirkung. Er war ein unbequemer Warner, der sich herrschenden politischen Lehrmeinungen öffentlich entgegenstellte. In den Fünfzigerjahren brandmarkte er die atomaren Aufrüstungstendenzen der Regierung Adenauer. Mitte der Achtzigerjahre, als in Deutschland noch neue Kernkraftwerke ans Netz gingen, sprach er sich vehement für ein Umsteuern in Richtung Sonnenenergie aus.

Gewiss, Weizsäckers Auftreten hatte immer etwas Aristokratisches, Distinguiertes – als Freiherr, der er war. Doch für mich war er einer der ganz Wenigen, die sich aktiv und unverzagt in große öffentliche Debatten einbrachten, sie sogar prägten.

Öffentliches Engagement von Wissenschaftlern gibt es natürlich auch heute: Die Klimaforscher, die eine politische Weichenstellung hin zu klimaverträglicher Energienutzung fordern. Die Biomediziner, die für eine Lockerung des Stammzellengesetzes kämpfen. Die Hochschulprofessoren, die für Elitförderung eintreten. Die Mathematiker, die anschaulich erklären, wie spannend der Umgang mit Zahlen sein kann. Doch sie alle sind aktiv auf ihrem Gebiet, fordern also – schlicht betrachtet – vor allem bessere Arbeitsbedingungen und mehr finanzielle Mittel für das eigene Territorium. Weizsäckers überragende Leistung ist es dagegen, dass er sich auch und gerade auf Gebieten zu profilieren vermochte, die nicht im Zentrum seines wissenschaftlichen Wirkens lagen.

Auch wenn das Wissenschaftsmanager nicht wahrhaben wollen: Die allermeisten Naturwissenschaftler sind – der vielen Tage der offenen Institutstüren zum Trotz – keine Personen, die die Öffentlichkeit bewegen. In den Publikumsmedien spielen sie kaum eine Rolle. Jeder Blick in eine beliebige Tageszeitung ist ein Beleg dafür. Und selbst, wenn es Deutsche zum Nobelpreis gebracht hat – wie in den letzten beiden Tagen Peter Grünberg und Gerhard Ertl – verdrängt die Wissenschaft nur kurz und punktuell andere Meldungen aus der Schlagzeile. Zu einem wirklichen Schwerpunkt auf den ersten Seiten einer Zeitung oder gar einer Programmänderung im Publikumsfernsehen reicht es nicht, wie die jüngsten Belege wieder deutlich gemacht haben. Die Berichterstattung über Politik hält auch dann noch alle Trümpfe in der Hand, wie die vielen höchstrangig platzierten Artikel zur SPD-Debatte über eine Verlängerung des Arbeitslosengeldes beweist.

Natürlich hat dies auch mit der Sozialisation im Fachgebiet zu tun. Politiker trumpfen gerne dort verbal und plakativ auf, wo ihnen profunde Argumente fehlen. Naturwissenschaftler sind es demgegenüber gewohnt, Fakten sprechen zu lassen und Zusammenhänge zu illustrieren. Nichts anderes hat ja auch Carl Friedrich von Weizsäcker getan. Zu seiner Zeit reichte es, wenn man sich so geschickt zu Wort meldete, wie er das konnte. Heute ist es allerdings erforderlich, sich leutseliger zu geben, wenn man Gehör und Akzeptanz finden möchte.

Es ist ja nicht so, dass Naturwissenschaftler im privaten Umgang oder kleinen Kreis langweilig und ohne Wortwitz sind

– mithin trockene Gesellen wären. Sie sind mindestens so spitzig, witzig wie andere Berufsgruppen. Doch sobald sie ein Auditorium vor sich haben, in dem auch die verehrte Frau Kollegin, der liebe Herr Kollege sitzen könnte, verziehen sie sich ins Schneckenhaus wissenschaftlicher Expertise – und bleiben damit leider oft blass.

In den vielen Jahren meiner Arbeit als Wissenschaftsjournalist – mittlerweile mehr als ein Vierteljahrhundert – höre ich eine Argumentation immer wieder. Auf die Frage, warum sich Wissenschaftler nicht populärer ausdrücken, kommt die Antwort: Weil man sich davor fürchtet, von Kollegen milde belächelt zu werden – ja noch schlimmer –, die Reputation zu verlieren.

Dabei wäre es gerade jetzt besonders wichtig, dass Wissenschaftler ihre Erkenntnisse, aber auch ihre Einschätzungen mutig popularisieren. Mehr denn je wird unser Leben geprägt von den Erkenntnissen der Biologen, Chemiker, Mathematiker, Physiker, Informatiker oder Neurowissenschaftler. Doch anders an in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts werden die Forschungsergebnisse und die sich daraus ergebenden Anwendungen und Produkte von der Gesellschaft nicht mehr unisono gutgeheißen.

Eher das Gegenteil ist der Fall: Ganz gleich, ob es um den medizinischen Einsatz embryonaler Stammzellen geht oder um die chemische Schädlingsbekämpfung, um die Perspektiven der Kernfusion oder um die Überwachungsmöglichkeiten dank der modernen Datenverarbeitung – stets sind die Themen von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen begleitet, leider oftmals geprägt durch wenig Sachverstand in der Bevölkerung.

Das ist zu beklagen. Doch zu beklagen ist auch, dass die Wissenschaftler nur in den seltensten Fällen versuchen, sich der Umgangssprache zu bedienen, um so für Sachverstand zu sorgen.

In einem Interview mit bild der wissenschaft bekundete Klaus Tschira seine tiefe Überzeugung, dass der Streit um atomare Endlagerung, Gen-Mais oder um persönliche Identifikationsmerkmale bei elektronischen Systemen auch deshalb oft so unversöhnlich geführt wird, weil Forscher in ihrem Jargon dozieren und nur wenige motiviert und fähig sind, sich so auszudrücken, dass sie für gutwillige Laien verständlich sind. Hier etwas zu verändern, etwas zu bewegen, hat sich Klaus Tschira zu seinem Lebensziel gemacht.

Fünf Frauen und Männer in diesem Raum sind ausgewählt, die Mission Tschira voranzutreiben: Jacqueline Burré, Miriam Spering, Cristina Voss – Dirk Notz, Sebastian Sager werden heute dafür ausgezeichnet, dass sie ihre bisher wichtigste wissenschaftliche Arbeit allgemein verständlich dargestellt haben.

Wir hoffen sehr – nein, wir gehen fest davon aus – dass Sie das auch in Zukunft tun bei Ihren wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten. Orientieren Sie sich an der Gesellschaft, wenn Sie diese mit ins Boot ziehen wollen und vergessen Sie in solchen Fällen den Jargon ihrer scientific community.

Sie, liebe Preisträgerinnen und Preisträger, sind auf gutem Wege. Was nicht heißt, dass Sie nicht noch besser werden können. Denn zum Bemühen, die eigene Arbeit für andere verständlich darzustellen, muss auch der Mut kommen, in einer öffentlichen Debatte Profil zu zeigen – im Dienste der Gesellschaft.

Nur Mut! Vielleicht erreicht die eine oder der andere unter Ihnen dadurch sogar das Kaliber Carl Friedrich von Weizsäckers.

Auf gutes Gelingen!